

Utopie

von Helena Urbansky

1

Ich hinterlasse Spuren im matschigen Schnee. Für einen Dezembertag ist es viel zu warm. Der halb geschmolzene Schneemann versucht im Vorgarten unserer Nachbarn vergeblich, seine Karottennase aufrecht zu halten. Die Lichterketten an den kleinen Tannenbäumen sind dieses Jahr gar nicht erst ausgepackt worden. Strom sparen, klar. Sie haben mir immer den Weg durch die weihnachtlichen Straßen geleuchtet. Ich hole meine Kopfhörer raus, drücke auf shuffle und will auf weihnachtliche Gedanken kommen.

John Lennon säuselt in mein Ohr, ich soll mir eine Welt in Frieden vorstellen. Ich sehe einfach nur die Schlagzeilen der letzten paar Monate. Bin ich der erste Mensch der Welt, der dieses Lied zu hören bekommt. Ich gehe weiter und schließe meine Augen. Ich lasse die Liedzeilen auf mich wirken und lächle bei dem Gedanken an eine geeinte Welt. In der soll jeder gleiche Rechte und Chancen haben, Herkunft, Hautfarbe und sexuelle Orientierung spielen keine Rolle. Die Straßengeräusche zerstören jedoch das Bild von gesunder Natur und Liebe. Ich drehe die Lautstärke an meinem Handy lauter und versuche mich darauf zu konzentrieren. Doch die Geräusche werden immer lauter, ich höre ein unangenehmes Quietschen. Ich öffne die Augen, um die Quelle ausfindig zu machen. Zwei helle Scheinwerfer kommen genau auf mich zu. Alles in meinem Sichtfeld wird in ein grelles Licht gehüllt. Dann ist es dunkel.

2

Ich hätte erwartet, beim Aufwachen in einem vollkommen weißen Raum in der Unfallchirurgie unseres städtischen Krankenhauses zu liegen. Schläuche, die mir Medikamente einflößen, um meine Schmerzen zu unterdrücken umgeben mich. Doch nichts davon finde ich. Keine Schläuche, keine Verbände, noch nicht mal einen Kratzer. Und ich liege in meinem Bett. Zu Hause. Ich hole tief Luft. War das alles nur ein langer Albtraum? Ist der Unfall nie geschehen? Ich ziehe die Vorhänge zurück und schaue auf die Straße. Über Nacht hat es geschneit. Der Schnee ist liegengeblieben. Und die vorbeifahrenden Autos verwandeln den Schnee nicht in seine hässliche grau-braune Schwester.

Ich schaue auf die Uhr. Mist, ich komme zu spät zur Sonntagsmesse. Ich fange an zu rennen, auch wenn der Schnee matschig ist und ich Angst habe auszurutschen. Doch der Schnee ist fest und trägt mich. Vor dem alten Eichenportal der Kirche atme ich außer Puste tief ein und aus und mache dabei große Dampfwolken. Ich trete ein und erwarte, dass der Pfarrer zum gemeinsamen Gebet aufruft. Ich will die Lautstärke nutzen, um mich unbemerkt auf eine der Bänke niederzulassen.

Doch statt Bänken finde ich nur Menschen, die im Kreis stehen und das bekannte Weihnachtslied „24 Tage Weihnachten“ singen. Statt des normalen Textes höre ich immer wieder die Worte „Fest der Liebe“. Die Kirche hat sich sehr verändert seit der einen Woche. Der Altar ist verschwunden. Tablets ersetzen die Bibeln im Regal. An der Stelle des riesigen hölzernen Kreuzes mit einem halbtoten bärtigen Mann hängt ein riesiger Wandteppich mit einer Erde darauf und Menschen die Hand in Hand darumstehen und lächeln. Eine Erde, auf der keine Landesgrenzen eingezeichnet sind. Die Gruppe von Sängern macht eine Pause. Es werden Kekse und Tee gereicht. Ein sehr jung wirkendes Mitglied der Gruppe kommt auf mich zu und bietet mir eine heiß dampfende Tasse an. Durstig von meinem gefühlten Marathonlauf nehme ich dankend an und versuche meine Gedanken zu ordnen. Ehe die Gruppe wieder anfängt zu singen, frage ich nach, was mit der Kirche passiert ist.

Mein Gegenüber ist verblüfft ab. Er vergewissert sich, dass ich nicht scherze und wirklich keine Ahnung habe. Dann erklärt er, dass es die Kirche schon lange nicht mehr gibt. Sie ist ein

Gemeinschaftszentrum. Unwissender als vorher werde ich zurückgelassen. Ich hole mein Handy heraus, nur um festzustellen, dass es nicht funktioniert. Genervt will ich nach Hause gehen, um mein Handy zu laden und endlich in Erfahrung bringen, was hier los ist. Ich schließe die Tür leise beim Raustreten.

3

Auf dem Weg nach Hause nehme ich mehr seltsame Dinge wahr. An den Parkplätzen stehen überall Ladestationen für E-Autos, die wohl eigenen Strom produzieren können. Auf der anderen Straßenseite steht ein Kasten mit Tablets, so wie in der Kirche. Ich lese „Freie Informationen für jeden“ und gehe über die Straße zu dem Kasten. Ich kann mir einfach ein Tablet herausnehmen ohne jegliche Sicherheitsschranke. Ich schalte es an. Mir werden alle Zeitungen als Online-Format und Newsletter und Wissensforen vorgeschlagen.

Ich gebe den Suchbegriff „Kirche“ ein. Die ersten Ergebnisse kommen probt. Ich tippe auf den ersten Artikel mit der Überschrift „Wie Einigkeit erst ohne Religionen entstanden ist.“ Beim Blick auf das Erscheinungsdatum stockt mir der Atem: 1. August 2122.

Ich muss dreimal hinschauen, um zu begreifen, was das heißt. Ich suche vergeblich nach einem Hinweis. Aber nein, es ist kein böser Scherz. Ich schaue auf das aktuelle Datum. Es ist der 8. Dezember 2122. Obwohl mir in meinen Wintersachen warm ist, fange ich an zu zittern. Ich lese mir den Artikel durch. Es ist eine Zusammenfassung der Geschehnisse der letzten 100 Jahre. Kriege, Hunger, Überbevölkerung und Naturkatastrophen durch den Klimawandel ließen die Menschen auf die Straßen gehen. Daraus entstand eine riesige Friedensbewegung um die ganze Welt.

Viele hatten Angst vor neuer Gewalt. Dennoch waren die meisten Menschen fest entschlossen, dass es ein neues System bräuchte, um all dies abzuwenden und zu bewältigen. Man öffnete Grenzen zu anderen Ländern, Regierung schlossen sich zusammen. Stück für Stück wurde eine riesige Gemeinschaft gegründet, in der alle gleich waren. Ich schaue auf Bilder. Darauf ist zu sehen, wie Gotteshäuser von verschiedenen Religionen umgebaut wurden zu den Gemeinschaftszentren, wie Feiertage gemeinsam begangen werden, wie alle Menschen die gleiche Sprache erlernen, wie Kinder Gesetze entwerfen, über die dann durch Wahlen abgestimmt wird. Wie überall Windräder und Solarpaneele aufgestellt wurden, um die Welt mit genügend Energie zu versorgen und wie in Medizin und Technik „Wunder“ erreicht wurden.

Ich fange hysterisch an zu lachen. Die ganze Situation kommt mir unwirklich vor. Ich kann nicht glauben, dass hier die Zukunft ist. Dass es wirklich funktionieren kann, wenn wir all unsere Vorbehalte überwinden. Und durch Liebe und Zusammenhalt etwas erreichen, was Menschen über Jahrhunderte hinweg nicht geschafft haben.

4

In der Ferne höre ich eine Menschenmenge herankommen. Ich erkenne, dass sie Schilder in die Höhe halten und Dinge rufen. Begleitet wird sie von Blaulicht. Eine Demo. Und während ich das Tablet zurück in den Kasten stelle, um zu gehen, überlege ich, für welche Sache diese Menschen demonstrieren könnten. Doch mir fällt nichts ein.

Die Menschen kommen näher. Nun erkenne ich, was auf ihren Schildern steht und was sie rufen. Herzen, Regenbögen, Menschen die Hand in Hand laufen und Wörter wie „Familie, Freundschaft, Liebe, Zusammenhalt“ ragen in die Höhe. Die Personen am Anfang tragen ein Banner, auf dem in bunten Buchstaben steht: „Dafür bin ich dankbar“. Diese Menschen demonstrieren für nichts, sie gehen auf die Straße, um zu zeigen, für was sie dankbar sind. Ich will mit ihnen laufen. Ich höre viel Gelächter und Leute, die Lieder anstimmen. Ein Polizeiauto fährt vor und uniformierte Personen

steigen aus. Der Dankbarkeitsmarsch ist friedlich. Statt Absperrungen aufstellen und Waffen zu tragen, verteilen die Polizisten Decken an Personen, denen es etwas zu kalt ist.

Die Dämmerung setzt ein und die untergehende Abendsonne wirft ein orange-roten Schleier über die verschneite Landschaft. Immer mehr Menschen gehen nach Hause. Ich will noch etwas die Stadt erkunden, die sich so verändert hat. Während Häuser mit Lichterketten beleuchtet werden, bemerke ich viele kleine Veränderungen. Ich trete auf nicht einen Zigarettenstummel oder auf anderen Müll. Die Bäume am Straßenrand haben gesund aussehende Stämme. Trotz des Verkehrs atme ich saubere Luft ein. Ich habe Angst, dass das hier ein Traum ist, aus dem ich irgendwann aufwachen muss.

5

Mir kommt eine Idee, wie ich überprüfen kann, ob das hier echt ist. Ich gehe zum nächsten Tablet-Kasten und gebe meinen Namen in die Suchfunktion ein. Mir werden Nachrichten über Namensvetter angezeigt und es braucht eine ganze Weile, bis ich den kleinen Artikel über meinen Unfall finde, der vor 100 Jahren in der örtlichen Wochenzeitung erschienen ist. In dem Bericht steht, dass ein Auto durch den Schneematsch ins Rutschen gekommen war, der Fahrer die Kontrolle über sein Fahrzeug verloren hatte, auf den Bürgersteig geraten war und mich da erfasst hatte. Auch stand da, dass ich für drei Minuten tot war, die Wiederbelebungsmaßnahmen erfolgreich waren, ich dann aber ins Koma fiel. Koma. Und danach Ende. Keine Informationen darüber, ob ich aufgewacht war. Ich verlasse die Seite und suche weiter nach irgendeinem Hinweis, ob ich es geschafft hätte. Nichts.

Es fängt an zu schneien. Dicke Flocken lassen sich in meinen Haaren nieder. Mein Atem gefriert. Ich muss meine Angst, diesen Ort zu verlassen, überwinden. Wenn ich ein Teil dieser Zukunft sein will, muss ich aufwachen. Ich will nicht zu Hause sitzen und nur darüber nachdenken, wie es besser sein könnte. Ich muss etwas dafür tun. Ich will Teil des Ziels sein, aber auch Teil des Weges. Auf dem Nachhauseweg sehe ich ein unbekanntes Kind im Vorgarten einen Schneemann bauen. Die Nase sitzt gerade. Ich lächle.

„Danke“ sage ich, bevor ich einschlafe.

6

Biep. Biep. Biep.

Das Piepen des EKG weckt mich unsanft. Ich kann mich nicht bewegen. Mein Nacken wird durch eine Krause fixiert und über meinem einem Auge ist ein Verband gewickelt worden. Schläuche versorgen mich mit Nahrung und Schmerzmitteln. Das Atmen fällt mir schwer. Eine Krankenschwester kommt ins Zimmer und reißt bei dem Anblick meines offenen Auges den Mund auf und ruft nach dem Oberarzt.

Ende